



Kunst im Bau: Im Café »Silberstein«, nahe der Synagoge, treffen sich Yuppies und Künstler

Die schrägste Meile von Berlin

Die Oranienburger Straße ist das neue Herz der Hauptstadt



Zwischen Friedrichstraße und Hackeschem Markt: die Oranienburger Straße

Von Christine Claussen und Hans Pieler (Fotos)

Wenn die Sonne hinter die Dächer der Spandauer Vorstadt rutscht, ziehen die Leute sich in die Hinterhöfe zurück, wo die modrige Luft das alte Berlin bewahrt. Herr Burow von »Burow Bürobedarf« führt noch einmal Amelita spazieren, sein Palasthündchen asiatischer Herkunft. Rechtsanwalt Lothar de Maizière biegt aus seiner Kanzlei um die Ecke und strebt eiligen Schrittes nach Hause.

Die Zeit steht still in der Oranienburger Straße. Bis die Dunkelheit kommt. Wie aus dem schrundigen Asphalt gewachsen, stehen dann die Nutten da. Tangas verlängern ihre Beine ins Unendliche und legen herrliche Hintern frei. Die lockigen Mähnen werfend,

Gucken statt Fernsehen: Die Wäschereibesitzerin Brigitte Schröder findet das Treiben in der Oranienburger Straße spannender als die Flimmerkiste. »Früher war das 'ne richtig tote Jejend.« Jetzt sieht sie abends Punks und Yuppies, Prostituierte und Voyeure vor ihrem Haus

lehnen sie lässig an parkenden Autos. Stoßstange an Stoßstange schiebt sich an ihnen vorbei – alle Wagenklassen, von überall her.

Der Bürgersteig verwandelt sich in einen Corso. Aus Szenekneipen, die »Obst & Gemüse« oder »VEB Ost-Zone« heißen, quellen Menschen, Punks hocken auf Bretterzäunen um den aufgerissenen Fußweg.

In den Cafés und Restaurants nahe der großen Synagoge mit ihrer goldglänzenden Kuppel geht es gediegener zu. Da werden unter Palmen und edlem Stuck Menüs verzehrt, wird zwischen Kunst das Budweiser nicht aus der Flasche, sondern aus Gläsern getrunken.

Kreuzberg ist out, Prenzelberg ist out, Schöneberg

ist out. »In« ist die Oranienburger Straße, mitten im alten Berlin. Mega-in. Nacht für Nacht flanieren, gucken, lärmern, freien, schleppen, arbeiten hier Stadtindianer und Streetfighter, Yuppies und Zeitgeistler, Touris und Punks, Zuhälter, Hausbesetzer und Voyeure und verwandeln die Straße in ein Dauerfest. Hier, auf den 1000 Metern Asphalt zwischen Friedrichstraße und Hackeschem Markt, ist die künftige Hauptstadt schon zu besichtigen – schrill und urban, anarchisch und avantgardistisch.

Brigitte Schröder, 54, von der »Gardinenspannerei und Wäscherei Schröder« ist das alles nur recht. »Die von den Kneipen, det sind ja alles meine Kunden«, sagt sie. Sogar vom Anarcho-Künst-

ler-Haus »Tacheles« – Frau Schröder sagt »Tachilles« – hat sie ein paar Kunden. »Und abends, denn brauch ick jar keen Fernsehen, denn sitz ick mir am Fenster, und denn hab ick alles.« Obwohl sie sich ja manchmal schon wundert, warum die jetzt plötzlich alle kommen. Als sie sich vor 24 Jahren selbständig machte – vorher hatte sie beim »VEB Hausglanz« in der Marienstraße gearbeitet –, »standen hier höchstens sechs Autos rum. Da war jar nischt«.

Zu DDR-Zeiten war die Oranienburger womöglich noch öder als andere Straßen in Ostberlin. Die Synagoge eine Ruine, verrottende Häuser, ein paar muffige HO- und Konsumläden. Der legendäre Künstlerkeller »Esterhazy« wurde Ende der fünfziger Jahre geschlossen. Andere Kneipen folgten. Schließlich blieb nur das »Oranienstübli« übrig – da, wo unlängst drei Kurden das »Café Orange« aufgemacht haben, das vielleicht schönste in der Oranienburger: mit hohen Räumen, lachsfarbenen Wänden, die Decken fein stuckiert. Zu DDR-Zeiten war es eine Kaschemme mit gelben Gardinen, eine verräucher- te Höhle, in der Leute wie Frau Schröder sich allenfalls abends ein Bier kauften, mit dem sie sich schleunigst davonmachten.

Zwar gab es kaum einen Ostberliner, der die Oranienburger nicht kannte. Aber nur, weil hier das Fernmeldeamt war, wo man das Telefon beantragte, das man niemals bekam. Außer daß die Straßenbahnen 70 und 71 hindurchfahren ereignete sich nichts.

»Ne richtig tote Jejend« sagt Frau Schröder. Aber die »fleißigen Lieschen« sagt sie, ja doch, die habe es auch damals schon gegeben. Wenige nur und verhuscht »det war ja nich erlaubt«, in den Hauseingängen und so. Alle über Ende dreißig und



nicht hübsch wie diese zackigen Dinger jetzt abends vor ihrem Fenster.

Die Spandauer Vorstadt, vor allem die Straßen um die Oranienburger – die Lini-, Mulack- und Auguststraße –, war seit jeher ein Dorado für Zuhälter, Prostituierte und Nachtgewächse aller Art. Das SED-Regime setzte dem Treiben allerdings ein harsches Ende. In den fünfziger Jahren wurden auf einen Schlag 30 Bars geschlossen und Prostitution verboten. Die Frauen wichen in die Devisenhotels aus. Oder unauffällig auf die Straße. Am begehrtesten waren West-Freier, die in Naturalien zahlten: Nylonstrümpfe, Kosmetikartikel, Parfüm.

»Daß det jetzt so belebt geworden ist hier«, überlegt Frau Schröder, »det muß wohl vom Tachilles kom-

men. Die waren ja gleich nach der Mauer da. Die Mädels und die vom Tachilles, die waren die ersten.«

Tacheles – ein riesenhafter, zahnloser Zyklop. Auf dem Ruinendach über dem Torbogen der einstigen Pracht-Passage wachsen Birken, daneben flattert mannsgrößer eine goldschimmernde Stoff-Fledermaus. Irgendwo hinten im Hof, zwischen Bauwagen, ausgeweideten Trabis und Schrottkunstwerken, kräht ein Hahn. Vor dem Haus schweißen Jungs einen neuen Tresen fürs Café »Zapata«.

Drienen schrill bemalte Wände, Graffiti: »Disarm authority, arm your desire!«, »Gewinn sucht ist heilbar«. Kabelgewirr. Ein Labyrinth aus Stockwerken, Aufgängen, Korridoren, Künstlerateliers, Kino,

**Leben und leben lassen:
Vor dem Lokal »Obst & Gemüse« stehen Szenegänger und Nutten einträchtig nebeneinander. Die Mädchen haben feste Preise: 50 französisch, 80 Verkehr, 200 auf dem Zimmer**

Theatersaal, Werkstätten. Unvermittelt in die Tiefe stürzende Aussichten. Die Underground-Disco »Ständige Vertretung« ist nur am Wochenende geöffnet – von 23 Uhr 55 bis in die Puppen.

Als die Mauer fiel, hatten die Jungs des späteren Tacheles von allen die feinsten Sensoren. Zwischen Ruinen, Bauschutt und leerstehenden Häusern, die das Flair der zwanziger Jahre nie ganz verließ, witterten sie das neue Berlin im alten. Eine geschichtsgesättigte Straße, die jahrzehntlang randständig war, bevor sie

urplötzlich wieder mitten ins Herz geriet – als Vakuum, Leerstelle, durch nichts okkupiert. Keine hermetisch abgeschlossene Szene wie der Prenzlauer Berg, nicht abgetakelt und in sich erstarrt wie Kreuzberg, sondern offen, bereit für jede mögliche und unmögliche Geschichte.

Mit dem Kampf »Die Ideale sind ruiniert, rettet die Ruinen!« besetzten 60 Künstler aus Ost und West das verfallene Fragment der alten Friedrichstadtpassagen – einst eines der elegantesten Kaufhäuser Berlins.

»Es war von Anfang an klar, daß wir das hier besetzen werden sollte«, sagt Tacheles-Sprecher Jochen Sandig, 25, und mit dabei seit der ersten Stunde. Die kühnen Besetzer im Namen der Kunst verhiinderten den un-



Von der DDR-Kaschemme zum In-Treff: Das »Café Orange«, wo der Amerikaner Brad Hwang Saxophon spielt, ist mit seinen hohen Stuckdecken das wohl schönste Lokal in der Oranienburger Straße

mittelbar bevorstehenden Abriß, erreichten, daß die Ruine unter Denkmalschutz gestellt wurde und erhielten vom Bezirksamt für die dringendsten Sanierungsarbeiten eine Million Mark.

Das Tacheles gab den Ton vor in der Oranienburger Straße. Künstler kamen, Hausbesetzer, Anarchos, Aussteiger, Freaks. Szenekneipen siedelten sich an. Neben der Synagoge eröffnete das koschere Restaurant »Oren« mit israelisch-orientalischer Küche für das gehobene Publikum. Im Café »Silberstein« der Prenzlauer-Künstler Sangare Siemsen und Lutz Penndorf sitzt man nicht bequem, dafür auf Stahldeignerstühlen, die man auch kaufen kann. In der mit Marmor ausgelegten Galerie des angeschlossenen Kunststoffs finden alle vier Wochen Ausstellungen statt. Die Kellerkneipe »Assel« hat sich Ines Patzig, eine arbeitslos gewordene Ostber-

liner Lehrerin, in ihrem Frust ausgebaut. Der Laden brummt – wie alle in der Oranienburger.

Absoluter Renner aber ist »Obst & Gemüse«, weiland ein Konsum-Laden, das der 29-jährige Maler Dominik Ries, ein gebürtiger Sindelfinger, mit zwei Freunden betreibt. Rot-gelb gestrichen, Tendenz: spanische Bar. 25 Sitzplätze, 400 Menschen auf der Straße – Punkladys in Brokatmänteln mit kahlgeschorenem Kopf, ein Ministerialbeamter aus Bayern mit grünen Hosenträgern und Jagdhund (»Meine beständige weibliche Begleitung«), Hausbesetzer mit Nasenringen und Brechtscher Schie-

bermütze, ein halbes spanisches Mädchenpensionat, ein Sonnyboy aus Schöneberg, der das hier »Ey, echt Spitze!« findet.

Das Bier geht zwangsläufig immer mal aus. Nachts um zwei fährt die Oldtimer-Feuerwehr von englischen Hausbesetzern aus der Nachbarschaft vor, und wenn die Feuerschucker auf dem Dach bestens gelaunt ihre Fackeln schwingen, stehen die Bewohner im ersten Stock senkrecht im Bett und glauben, sie brennen ab. Behauptet die Polizei.

»Eine total verrückte Straße. Leben und leben lassen ist die Devise«, sagt Ulrik vom Tacheles. »Jeder darf hier nach seiner Façon glücklich werden.« Selbst das quälende Ost-West-Thema reduziert sich auf die noch nicht abschließend geklärte Streitfrage, ob die Mädels denn nun aus dem Osten oder dem Westen sind.

Magda sagt, sie komme aus Hamburg. Im übrigen berlinert sie so, wie man es in der Gegend um Bernau und Eberswalde-Finow herum hört. Bei der 21-jährigen am Monbijou-Park bricht der zäh fließende Verkehr regelmäßig endgültig zusammen. Weil Magda ein Prachtweib ist, die schönste der Asphaltladys.

Gerade hat sie etwas unfrein drei schwarze Dandys weggebissen: »Fuck yourself!« Die Oranienburgerinnen haben so ihre Prinzipien: keine Drogen, nur mit Gummi, keine Ausländer. Nicht wegen Ausländerhaß, sagt Magda, »aber man versteht sich nicht, und dann gibt's viel Ärger«.

Auf der Straße herrscht nicht nur eine feste Kleiderordnung, sondern auch Preisbindung: 50 französisch, 80 Verkehr. Die halbe Stunde Zimmer kostet 200, die ganze 400 Mark. Wehe, wenn ein Mädel bei Dumpingpreisen erwischt wird –

dann kriegt es mit den häßlichen zu tun, die im »Spacino« hinten am Hackeschen Markt die Zeit schlagen.

Mittwochs läuft nichts, sagt Magda, das Fußballtag. Samstags auch schlecht, weil die meisten nur zum Gucken kommen. Mit Vollmond hat auch nichts am Hut: Hurenregel – bei Vollmond gib't's nur Streß.«

Welches sind die besten Plätze? Der hintere Teil Oranienburger ist besetzt, sagt Magda. Vorne sitzen viele Leute rum, da kaum einer an. Monbijou-Park ist gut. Welche steht, geht nach Anciennität. 35 seien sie mittlerweile.

»Die wuchern ja schon in alle Seitenstraßen rein«, sagt Egon-Joachim Kellotat, 46. Als der Polizeioberrat hierher ausgeliehen wurde, waren es erst sechs. Kellotat ist Kontaktbereichsbeamter (KOB), er kommt aus der Gegend um Bernau und Eberswalde-Finow. Bei der 21-jährigen am Monbijou-Park bricht der zäh fließende Verkehr regelmäßig endgültig zusammen. Weil Magda ein Prachtweib ist, die schönste der Asphaltladys.

Die Leute in der Oranienburger lieben den KOB, dem »Es-ist-erreicht-Bei-dessen« – mittels ungarischer Bartwische – hochgezebelte Spitzen Pflichten und freundliche Autorität signalisieren. Läut sind die Zeiten vorbei, überall im Kiez »Kello! Du fette Westsau!« gesprach.

»Wenn man hier den besten Polizisten rauskehrt, man völlig verkehrt«, Herr Kellotat, »braucht schon ein bißchen Fingerspitzengefühl.« Ggf. gentlich müsse er auch hart sein, sagt er, »aber damit die Leute wissen, das, was ich sage, auch folgt werden sollte«. Vorbild, verrät Egon-Joachim Kellotat, sei der Polizeioffizier Wilhelm Krüger – jener Vorsteher der Reviers 16 am Hackes-



**Kunst statt Kommerz:
Der Maler Ludwig Eben ist
einer der Hausbesetzer,
die nach der Wende in einem
verfallenen Kaufhaus
»Tacheles« machten. Mittler-
weile steht die Ruine
unter Denkmalschutz**

Markt, der in der Nazizeit Juden geschützt und am 9. November 1938 durch mutiges Eingreifen verhindert hat, daß die Synagoge in Brand gesetzt wurde. Erst 1943 wurde sie durch Bomben zerstört.

Zu Krützfelds Zeiten war die Oranienburger Straße mit der prächtigen Neuen Synagoge das religiöse Zentrum des jüdischen Berlin. »Im Umkreis von zehn Minuten Fußweg«, sagt Hermann Simon, Leiter der Stiftung Centrum Judaicum, »befanden sich viele private kleine Betstätten, die gesetzestreue Alte Synagoge, die der Adass Jisroel und der Reformgemeinde, die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und das Rabbinerseminar. Das Scheunenviertel war nicht weit«, jener Straßenbezirk hinter dem Alexanderplatz, in dem vor allem die ostjüdi-

schen Einwanderer wohnen.

1925 lebten 173 000 Juden in Berlin, 4,3 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Gemeinde, die ihren Sitz in der Oranienburger Straße hatte, war die fünftgrößte der Welt. Ohne daß die Straße zum Judenviertel zu zählen gewesen wäre, lebten hier viele jüdische Familien. In dem Haus, in dem Alexander von Humboldt seine letzten Lebensjahre verbrachte und das der traditionsreiche Henschel-Verlag nach seinem Konkurs jetzt wohl räumen muß, wohnte Malwin Warschau-

er, bis 1938 Rabbiner an der Neuen Synagoge.

Ruth Gross, Tochter des Fotografen Abraham Pisarek, schreibt über die dreißiger Jahre: »In unserem Haus (Nr. 37) lebten drei weitere jüdische Familien. Die alte Frau Koninski und ihr Sohn konnten noch auswandern und sich verabschieden. Die anderen zwei Familien waren eines Tages fort – wie alle anderen.«

»Wie groß die Zahl derer ist, die zurückkommen möchten, ist schwer abzuschätzen«, sagt Hermann Simon, »schauen Sie sich den letzten Verfassungsschutzbericht an – tja, ich weiß nicht.« Aber nachdem Berlin wirtschaftlicher Knotenpunkt zwischen Ost und West geworden sei, könne er sich schon vorstellen, daß sich hier Juden niederlassen, »auch ohne Restitutionsansprüche«.

Die Oranienburger haben eine Einladung erhalten – Jochen vom Tacheles schlägt ein erstes Treffen vor, »denn in solchen Zeiten ist Informationsfluß überlebenswichtig«. Investoren haben den Fuß schon in der Tür, Anwohner wünschen Ruhe im Revier, konservative Politiker möchten die Oranienburger am liebsten gleich abwickeln, die Eigentumsverhältnisse sind überwiegend noch ungeklärt, die Mietverträge befristet. »In fünf bis zehn Jahren ist alles vorbei«, sagt Indigo von »Obst & Gemüse« pessimistisch, »Sie werden hier aufräumen, wegfegen. In der Lage, mit dem Senat.«

Der utopische Ort ist bedroht. Im Grunde weiß jeder um seine Vergänglichkeit.

Vielleicht wird darum in der Oranienburger so besessen und süchtig gelebt. 